Morgen-Ausgabe
No. 535 — 61. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Erstes Beiblatt
Freitag, 14. November 1913

Lokales

Die Diphtherieerkrankungen im Norden Berlins.

Aus unseren wiederholten Veröffentlichungen ist es unserem Leserkreise bekannt, daß in einigen Gemeindeschulen der nördlichen Stadtgegenden zahlreiche Erkrankungen an Diphtherie erfolgt sind. Eine der von dem Unheil betroffenen Schulen ist ganz geschlossen worden. In einer anderen ist nur eine Klasse für drei Wochen entlassen worden. Leider hat die Seuche, die man nach der Erfindung der Serumbehandlung schon überwunden zu haben glaubte, wieder mehrere Todesopfer aus der Schar der Schulkinder gefordert.

Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß der Fortgang der tückischen Krankheit anscheinend gehemmt worden ist. Dies wurde vor allem dadurch erzielt, daß die Lehrer jedes Kind, das nur über irgendwelche Halsschmerzen klagte, sofort vom Unterricht ausgeschlossen und entsprechend den Anweisungen der Schulbehörde, dem Schularzt oder dem Gesundheitsamt zur Untersuchung überwiesen haben.

Mit Befriedigung muß festgestellt werden, daß diese Untersuchungen schon in einigen Fällen beachtenswerte Erfolge gezeitigt haben. Es wurden einige Kinder, die nach Halserkrankungen als gesund den Unterricht wieder aufnehmen wollten, als Bazillenträger erkannt. Es ist dadurch gelungen, der durch diese scheinbar gesunden Kinder ermöglichten Ansteckung anderer Mitschüler vorzubeugen.

Ein trefflicher Bundesgenosse im Kampfe gegen das schleichende Uebel ist ferner die gute, sonnige Witterung der letzten Wochen gewesen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Umfang der Erkrankungen noch viel größer gewesen wäre, wenn wir das sonst übliche, feuchtkalte und nebligen Herbstwetter schon früher gehabt hätten. Ist nun aber alles getan worden, um eine Weiterverbreitung der heimtückischen Seuche zu verhüten? Vielleicht äußern sich Aerzte und Hygieniker zu den folgenden Darstellungen.

Wie wir von wohlinformierter Seite erfahren, ist in einer Klasse der von den Erkrankungen heimgesuchten Schulen die Zahl der halserkrankten Kinder auf reichlich dreißig gestiegen. Mehr als die Hälfte dieser Fälle ist als Diphtherie erkannt worden, oder zum mindesten als verdächtig. Zwei Todesfälle sind eingetreten. Erst dann ist die Klasse geschlossen und auf behördliche Anordnung desinfiziert worden. In einer anderen Klasse derselben Schule fehlen mehr als fünfzehn Kinder, ein Kind ist gestorben an Scharlach und Diphtherie. Die Klasse ist bis jetzt noch nicht geschlossen worden.

Nun vergegenwärtige man sich einmal den Unterrichtsbetrieb einer Schule mit siebenhundert bis tausend Kindern! Nur selten hat eine Lehrkraft ihre sämtlichen Stunden in einer Klasse zu erteilen. Die Lehrperson aus einer Klasse mit zahlreichen verdächtigen Erkrankungen kommt also auch in andere Klassen, die bisher noch davon frei waren. Fachlehrer und -lehrerinnen aus anderen Klassen kommen zur Erteilung ihrer Stunden in die gefährdete Klasse. Die Klasse ist vor ihrem Schluß mit allen anderen auf dem Hofe spazieren gegangen. Mit nahezu vierzig anderen Klassen hat sie die eine vorhandene Turnhalle, vielleicht auch, wenn es eine Ober- oder Mittelklasse gewesen wäre, die Aula benutzt. Man stelle sich vor, wie die Kinder in der Turnhalle mit den Händen, die sie vielleicht kurz vorher beim Husten vor den Mund gehalten hatten, nun die Holz- und Eisenteile der Geräte berühren mußten, Hunderte von anderen Kindern müssen unmittelbar danach dieselben Stellen anfassen. Noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß namentlich die Knaben bei etwas erheblicheren Turnleistungen trotz fortgesetzter Verbote sich immer wieder in die Handflächen speien, um einen festeren Griff zu erzielen. Auf den Korridoren hängt an der einen vorhandenen Wasserleitung in jedem Stockwerke ein Becher, der von vielen benutzt wird, ohne daß er zuvor gründlich gereinigt worden wäre, was, nebenbei, auch kaum möglich ist.

Die Reihe der Gefahrenquellen ist, wie man sieht, recht erheblich und die Möglichkeit einer Infektion durch einen spät erkannten Fall sehr groß. Es erheben sich nun ganz von selbst folgende Fragen: Verlangen die Bestimmungen, daß mit dem Schlusse einer Klasse solange gewartet wird, bis die Zahl der fehlenden Kinder so groß ist wie in diesem Falle? Genügt in einem solchen Falle die Schließung der einen Klasse? Ist endlich nicht eine überaus peinliche Desinfektion und Reinigung der ganzen Schule oder vielmehr der beiden durch gemeinsame Benutzung der Räume vereinigten Schulen unbedingt erforderlich?

Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß der betreffende Schulleiter seine Anträge geteilt hat nach Maßgabe seiner Dienstanweisung. Nicht immer sind diese aber so scharf und klar, daß sie nicht einen Spielraum für verschiedene Auffassungen lassen. Da kann es wohl vorkommen, daß in der Hoffnung auf baldiges Nachlassen der Neuerkrankungen Erwägungen pädagogischer Art ein leichtes Zögern in der Ergreifung der äußersten Maßnahme verursachen, die dann oft durch den verhängnisvollen Fortgang der Krankheit doch erzwungen wird. Sollten die behördlichen Anordnungen in der Tat diese Art der Behandlung fordern, so wäre es hohe Zeit, sie einer Revision zu unterziehen.

Aus den vorangegangenen Darlegungen über die zahlreichen Möglichkeiten einer Uebertragung der Krankheit ergeben sich die Antworten auf die zweite und dritte Frage von selbst. Die mehrfachen Erkrankungen an der Nachbarschule beweisen, daß die Gefahr der Ansteckung für die ganze Schulgemeinschaft eines Schulhauses besteht. Es ist unbedingt zu fordern, daß in solchen Fällen die ganze Schule für einige Tage geschlossen wird. Diese Zeit müßte dann zu einer durchgreifenden Desinfektion der Schulräume vom Boden bis zum Keller benutzt werden. Auch bei anderen weniger gefährlichen, aber doch ansteckenden Halserkrankungen, die gleichzeitig heftig grassieren, wäre die allgemeine Desinfektion angebracht.

Was wollten beispielsweise die Schulbehörden tun, wenn besorgte Eltern zu solcher Zeit ihre gesunden Kinder daheim behielten, weil sie durch die in der Schule bekannt gewordenen Erkrankungen Gefahr für ihre Lieblinge befürchten? Könnten diese Leute für die Schulversäumnisse verantwortlich gemacht oder gar bestraft werden?

Die Stadtverordnetenwahlen in Schöneberg. Die Ergebnisse der gestrigen Stadtverordnetenwahlen in der ersten Abteilung in Schöneberg waren folgende: Im 5. Bezirk, bisher Jatzow und Dr. Munck (beide Freie Fraktion), wiedergewählt Architekt Jatzow und Rechtsanwalt Dr. Munck (beide Freie Fraktion); im 6. Bezirk, bisher Reimer (Freie Fraktion), wiedergewählt Architekt Reimer (Freie Fraktion); im 7. Bezirk, bisher Göhrmann (Freie Fraktion). Es erhielten: Bezirksvorsteher Max Salomon (Liberale Fraktion) 98 Stimmen, Dr. Blanck (Freie Fraktion 59 Stimmen. Gewählt: Salomon (Liberale Fraktion); im 9. Bezirk, bisher Sarre (Freie Fraktion). Es erhielten: Rentier Sarre (Freie Fraktion) 65 Stimmen, Zimmermeister Mirauer (Liberale Fraktion) 18 Stimmen. Gewählt: Rentier Sarre (Freie Fraktion); im 10. Bezirk, bisher Malermeister Linicus (Freie Fraktion) und Verlagsbuchhändler Hepner (Freie Fraktion). Gewählt: Malermeister Linicus (Freie Fraktion) und Geheimer Kanzleidirektor Lachmann (Freie Fraktion) mit je 33 Stimmen; im 11. Bezirk, bisher Colosser (Freie Fraktion). Es erhielten Maurermeister Colosser (Freie Fraktion) 23 Stimmen, der Kandidat des Kommunalvereins im Friedenauer Ortsteil Rentier Behr 28 Stimmen. Gewählt: Rentier Behr.

In der ersten Abteilung hat die Freie Fraktion zwei Mandate verloren, das im 7. Bezirk an die Liberale Fraktion, das im 11. Bezirk an einen liberalen Sonderkandidaten.

Nach dem Ausfall der Wahlen aller drei Abteilungen hat die Liberale Fraktion ihre 36 Sitze behalten und verfügt somit nach wie vor in dem Schöneberger Stadtparlament, das 66 Mitglieder zählt, über die Mehrheit. Die Freie Fraktion hat zwei Mandate verloren, die Sozialdemokraten gewannen zwei.

Sparsam, allzu sparsam.

Erst vor einiger Zeit hat die Stadt Berlin ein Beispiel ihrer Sparsamkeitsneigung in der Lnzeumsangelegenheit im Südosten gegeben, und schon wieder dringt etwas in die Oeffentlichkeit von ähnlichen Maßnahmen auf dem Gebiet des Bildungswesens. Auch diesmal handelt es sich um die Entziehung einer seit Jahren gewährten Beihilfe von 5000 Mark an ein Unternehmen, das der Volksbildung gewidmet ist und das diese Aufgabe in bemerkenswertem Umfange bisher erfüllt hat. Auch diesmal ist mit der Entziehung dem Unternehmen die Lebensader abgegraben, und das ist um so schwerzlicher, als den breiteren Volksschichten, denen es so lange segensreich gedient hat, ebenfalls Ersatz dafür nicht geboten wird.

95 629 Besucher zählte im Jahre 1912 die Erste öffentliche Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in der Rungestraße; das bedeutet einen täglichen Durchschnittsbesuch von 266 Personen. Diesen 95 Tausend hat die Stadt Berlin die Freundschaft gekündigt.

Warum, was sind das für Leute, die täglich Muße finden, dort im Zentrum, am ruhelosen Pulsschlag des Lebens — zu lesen? Behäbige Rentiers, lüsterne Backfische oder gar arbeitsscheues Gesindel, dem man auf die Socken helfen muß?

Ach nein. Eine Antwort liegt schon in dem Nachweis, daß 41,5 Prozent der ausgeliehenen Bände wissenschaftlichen Inhalts waren, also dem Bedürfnis nach Weiterbildung dienten. Ist dies nicht eine ermutigendes Zeichen unter all den Klagen über den Niedergang des literarischen Geschmacks im Volke? Denn hier stellt die breite Volksschicht den überwiegenden Teil der Benutzer: 76 Prozent von ihnen gehörten kaufmännischen und gewerblichen Berufen an. Auch die gutsituierte Kaufmannschaft Unter den Linden eine Mittagsschlafstelle aufgetan hat, benutzen die Angestellten und Arbeiter dieser Betriebe im Zentrum und Südosten ihre Mittagspause zum Aufsuchen der Lesehalle in der Rungestraße, der einzigen, die im weiten Umkreise um diese Zeit geöffnet ist. Während ihre Pforten dann um 3 Uhr geschlossen werden, tun sie sich um 6 Uhr wieder auf und weisen dann bis 10 Uhr abends zuweilen einen so starken Besuch auf, daß es schwer fällt, einen leeren Platz zu finden.

Daß die Lesehalle als einzige von Berlin auch acht Stunden am Sonntag geöffnet ist, hat auch etwas zu bedeuten. Welch andere Bedeutung könnten unsere zahlreichen städtischen Lesehallen erhalten, wenn sie nicht so peinlichst verschämt in vier oder gar nur zwei Stunden am Tage von irgendeinem Schulhinterhaus aus ein Zeichen ihres Daseins gäben.

Was für einen Grund hat Berlin, die 5000 Mark als unzweckmäßige Ausgabe zu betrachten? Denn man wird doch im Ernst nicht anführen wollen, daß in etwa fünf bis sechs Jahren die große Stadtbibliothek auf dem Inselspeichergelände erstehen soll? Außerdem wird diese Stadtbibliothek niemals dem bildungsbedürftigen Arbeiter das sein, was ihm die seit 18 Jahren erprobte und beliebte Lesehalle in der Rungestraße ist.

W. M.

„Autopest und Autoschreck."

Ein Kraftdroschkenführer schreibt uns:

Es geht nicht an, die Kraftdroschkenführer für alle Unannehmlichkeiten, die das Automobil dem Publikum bereitet, verantwortlich zu machen. Da sind vor allen Dingen die Benzindämpfe (Rauchentwickelung), die den Chauffeur bei dem Publikum mißliebig machen. Nun ist aber gerichtlich festgestellt worden, daß der Chauffeur auf die Rauchentwickelung keinen Einfluß hat, sondern daß dieser Mißstand als Konstruktionsfehler des Motors zu bezeichnen ist. Der Chauffeur ist nicht imstande, während der Fahrt durch seinen Willen Rauchentwickelung zu erzeugen. Es kann also hierbei von einer Schuld des Chauffeurs nicht die Rede sein. Es ist auch ein Irrtum, daß nur die Kraftdroschken einen Benzingeruch verbreiten. Die großen Personenautomobile (Omnibusse) geben große Mengen von Benzindämpfen von sich, die sich sogar dauernd bei den Fahrgästen im Innern des Wagens bemerkbar machen. Es kommt dies von dem vielen Anhalten an den Haltestellen her, wodurch sich im Augenblick der Motor abkühlt und dadurch Benzindämpfe entwickelt. Dies dürfte die einzige Ursache der Rauchentwickelung sein, was leider im vorliegenden Fall bei allen Automobilen zu beobachten ist.

Wenn es möglich wäre, den Uebelstand der Benzingerüche abzustellen, so würden meines Erachtens die kapitalkräftigen Gesellschaften alles daran wenden. Was nun das Betreten vom Polizeiwege anbetrifft, so wird leider bei dem Droschkenchauffeur damit nicht gekargt. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, auf dem technischen Wege alles daran zu setzen, um die unangenehmen Benzingerüche zu verhindern.

M. Z.

Verkehrsverbesserungen auf den westlichen Schnellbahnen. Die neue Kurfürstendammlinie, die bisher nur eingleisig betrieben werden konnte, so daß die Pendelzüge vom Wittenbergplatz aus in Abständen von je 7½ Minuten folgten, wird, nachdem die automatischen Signalanlagen fertiggestellt sind, vom Sonnabend ab zweigleisig betrieben werden. Demgemäß werden die Züge sich in Abständen von je fünf Minuten folgen, werktäglich, ab Wittenbergplatz, in der Zeit von 6 Uhr 26 Minuten früh bis 10 Uhr 56 Minuten Abends, ab Uhlandstraße von 6 Uhr 27 Minuten früh bis 10 Uhr 57 Minuten Abends; Sonntags ab Wittenbergplatz 9 Uhr 6 Minuten früh bis 11 Uhr 56 Minuten Abends, ab Uhlandstraße 9 Uhr 7 Minuten früh bis 11 Uhr 57 Minuten Abends. Auf der Dahlemer Schnellbahn soll gegen Ende dieses Monats ebenfalls der Fünfminutenverkehr durchgeführt werden, so daß für die vom Wittenbergplatz kommenden Fahrgäste am Fehrbelliner Platz stets der Anschlußzug bereitstehen wird. Endlich wird mit Rücksicht auf den Theaterverkehr auf der Westendlinie, Bismarckstraße—Reichskanzlerplatz, der Fünfminutenbetrieb allabendlich zwischen 10½ und 11½ Uhr eingerichtet werden.

Orchideenausstellung.

Wieder einmal findet im Abgeordnetenhause in der Prinz-Albrecht-Straße eine Orchideenausstellung statt, die sich aber von den bisherigen wesentlich unterscheidet. Die Orchideen bilden im Pflanzenreiche eine besondere Gruppe, die dadurch ausgezeichnet ist, daß sie dauernd in Lebensgemeinschaft mit gewissen Pilzen leben. Die Pilze haben verschiedene Aufgaben zu erfüllen, von denen die wichtigste jedenfalls die ist, die in den Samen sehr unvollkommen ausgebildeten Keimlinge zur Entwicklung zu bringen. Ohne diese Pilze keimen die Samen zwar und entwickeln sich etwas; aber wenn kein Pilz in den Keimling eindringt, dann sterben die jungen Pflänzchen ab, nachdem sie etwa die Größe eines halben Stecknadelknopfes erreicht haben. Solange man diese Verhältnisse nicht kannte, war die Anzucht der Orchideen aus Samen eine Sache des Zufalles. Jetzt geht man in den Gärtnereien wissenschaftlich vor, züchtet, wie der Kliniker die Bakterien, die Pilze in Reinkulturen, infiziert mit den Pilzen das nötige Pflanzmaterial und sät auf diesem dann die Samen aus. In einem besonderen Saale sind diesmal sehr umfangreich alle diese Vorgänge von Herrn Geheimrat Hammerschmidt vorgeführt worden, so daß der Besucher den Entwicklungsgang der Orchideen vom Samen bis zur blühenden Pflanze verfolgen kann.

Sehr weit ist in Laienkreisen noch die Ansicht verbreitet, daß die Orchideen Schmarotzer sind, die auf Bäumen wuchern, wie etwa unsere Mistel. Das ist nicht der Fall. Die Orchideen sind keine Schmarotzer, keine Parasiten, sondern nur Baumbewohner in dem Sinne, wie unsere Flechten und Moose, die auf den Bäumen wachsen. Man nennt solche Gewächse Epiphyten. Den erhöhten Standort haben die Pflanzen gewählt, einerseits, um im Walde mehr Licht zu erhalten, dann aber auch, weil sie zumeist keine Freunde von übergroßer Nässe an den Wurzeln sind. Auf den Bäumen läuft das Regenwasser schnell ab. Damit die Pflanzen nun andererseits bei großer Trockenheit nicht verdursten, haben sie einen Teil ihrer Stengel mehr oder weniger dick ausgebildet, sogenannte Scheinknollen oder Scheinbulben (in der Gärtnersprache kurz Bulbs genannt). Eine andere Anpassung an den erhöhten Standort bilden die weißen Wurzeln, die dadurch ausgezeichnet sind, daß sich um die eigentliche Wurzel ein Mantel von luftführenden Zellen gebildet hat, der jeden Tau- und Nebeltropfen auffängt. Die Scheinknollen sind mehr oder weniger mit Schleim angefüllt, der viel schwerer verdunstet als reiner Zellsaft.

Der Kunst des Gärtners ist es gelungen, die Orchideen zu kreuzen, das heißt Bastarde verschiedener Arten zu züchten. Nicht selten gelingt es, die Bastarde wieder unter sich zu kreuzen, so daß man Pflanzen erhält, die mehrere Arten in sich enthalten. Besonders auffallend ist es, daß man bei den Orchideen auch Kreuzungen zwischen Arten verschiedener Gattungen erzielt hat.

Die Anzucht aus Samen erfordert viele Jahre. Da der Gärtner vorher nicht wissen kann, wie die Pflanzen blühen werden, muß er oft viele Tausende heranziehen, und wenn sich dann herausstellt, daß sich darunter nur einige wenige befinden, die wert sind, daß man sie weiter kultiviert, so muß er sich diese wenigen natürlich sehr teuer bezahlen lassen. Im allgemeinen sind die Orchideen aber heute nicht viel teurer als andere gute Pflanzen, wenn auch hin und wieder für eines besonders gute Züchtung sehr hohe Preise bezahlt werden. Eine große Anzahl Orchideen eignet sich auch zur Kultur im Zimmer.

Die verschwundenen Mündelgelder.

Unter der Anklage der Untreue hatte sich gestern der frühere Bauunternehmer Ferdinand Lift vor der vierten Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten.

Der Angeklagte, der sich jetzt als Hypothekenmakler beschäftigt, war vom Vormundschaftsgericht zum Vormund des unehelich geborenen Kindes Fritz Sawotzki eingesetzt worden und hatte eine dem Kinde als Abfindung ausgesetzte Summe von 2900 Mark durch den Vertreter des unehelichen Vaters, Justizrat Katz, ausgezahlt erhalten. Lift wurde dann in der üblichen Weise von dem Vormundschaftsgericht aufgefordert, das erhaltene Geld in mündelsicheren Papieren anzulegen. Als das Gericht später den Nachweis über die Anlage des Geldes verlangte, war der Vormund plötzlich verschwunden. Auf die erstattete Anzeige hin wurde die Ehefrau von der Kriminalpolizei längere Zeit scharf beobachtet, um festzustellen, ob sie mit ihrem Manne noch in Verbindung stehe. Diese Beobachtungen blieben erfolglos, Lift verstand es zwei volle Jahre hindurch unauffindbar zu bleiben. Schließlich ermittelte die Polizei, daß er sich bei seiner Geliebten, einer Schneiderin, unangemeldet aufgehalten hatte. Als die Schneiderin nach Tempelhof verzog, nachdem aus ihren Beziehungen zu dem Angeklagten ein Kind entsprossen war, hielt er sich auch hier längere Zeit unangemeldet auf, bis ihn die Polizei in seinem Schlupfwinkel ausfindig machte.

Der Angeklagte bestritt von Anfang an, das Geld für sich verbraucht zu haben. Er behauptet vor Gericht, daß er das Geld seiner Frau übergeben habe mit dem Auftrage, es bei der Kommerz- und Diskontobank einzuzahlen. Seine Frau habe ihm auch damals das auf den Namen Fritz Sawatzki ausgestellte Bankbuch gezeigt. Die erste Verhandlung mußte deshalb vertagt werden. Die Bank gab jedoch die Auskunft, daß ein solches Konto nie bei ihr bestanden habe. Ferner behauptete der Angeklagte, daß seine Frau von dem Gelde einer Frau Teischow 1000 Mark geborgt habe. Es ergab sich aber, daß sowohl die Frau des Angeklagten, wie die Frau Teischow im Januar dieses Jahres verstorben sind. Ein Zeuge bekundet, daß der Angeklagte, stets seine Not geklagt habe, die Ehefrau habe später auch einmal zu ihm geäußert, ihr Mann habe Mündelgelder unterschlagen und werde von der Polizei gesucht.

Die ziemlich umfangreiche Beweisaufnahme, in der es häufig infolge der grellen dem Angeklagten und seinen Verwandten bestehenden Differenzen zu sehr erregten Szenen kam, zog sich bis in die späten Nachmittagsstunden hin. Das Urteil lautete auf drei Monate Gefängnis.

Zu dem Leichenfund an der Waisenbrücke wird uns mitgeteilt, daß es der Kriminalpolizei gelungen ist, den Aufenthalt der ertrunkenen Gerhardt festzustellen, nachdem sie die Wohnung ihres Geliebten verlassen hatte. Sie ist Montag, 27. v. M., morgens gegen 5 Uhr in Begleitung eines Mannes in das Haus Kottbuser Damm 101 hineingegangen, aber schon nach kurzer Zeit mit ihrem Begleiter wieder herausgekommen. Im Interesse der weiteren Aufklärung des Verbrechens wird dieser ersucht, sich im Zimmer 87 des Polizeipräsidiums am Alexanderplatz zu melden.

Der blaue Streifen im Gesicht der Toten rührt, wie die Untersuchung ergeben hat, nicht von Pfoktanin, sondern von der Spitze her, mit der die Bluse besetzt ist. Es ist dies echte Farbe, die sich in dem Fleisch festgesetzt hatte.

Ein russisches Ehepaar in Potsdam verhaftet. Gestern abend wurde in einem Pensionat in der Wilhelmstraße 9 in Potsdam durch den Kriminalkommissar Fischtenann ein russisches Ehepaar verhaftet, das sich Kulik Debottini nannte und durch Säulenanschlag als Wahrsager und Hellseher seine Ankunft in Potsdam angekündigt hatte. Das Ehepaar, das sehr elegant auftrat, empfing in seiner Wohnung eine große Anzahl von Personen, denen es die Vergangenheit enträtselte und die Zukunft voraussagte. Als Honorar ließen sich die Aufsen, je nach dem Aus-